

Rede des Generalbevollmächtigten der Stiftung Schloss Neuhardenberg
GmbH, Bernd Kauffmann,

zur Eröffnung der Ausstellung

»Grand Hotel Abgrund. Dichtung und Dichter im Hotel«

in Schloss Neuhardenberg am 30. August 2009

– es gilt das gesprochene Wort

Sehr verehrter, lieber Udo Lindenberg,
sehr geehrter, lieber Herr Dr. Wittmann,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

haben Sie Dank, daß Sie heute zur Eröffnung der Ausstellung
»Grand Hotel Abgrund. Dichtung und Dichter im Hotel« ins
Vorpolsche gekommen sind.

Daß wir diese Ausstellung heute eröffnen dürfen, beruht auf
dem Zutun, Mittun und Mitdenken so vieler, daß ich
wenigstens einigen von ihnen kurz danken möchte.

Vor allem und ganz besonders gilt mein Dank dem
Literaturhaus in München, namentlich seinem Leiter Herrn
Dr. Reinhard G. Wittmann. Er hat nicht nur gemeinsam mit
Cordula Seger die Ausstellung kuratiert, die das Fundament
unserer Ausstellung hier ist, die wir heute eröffnen, nachdem

sie 2007 in München und danach in St. Moritz und in Meran zu sehen war. Herrn Dr. Wittmann danke ich vor allem auch dafür, daß er, im Verein mit seiner Mitarbeiterin Alke Müller-Wendlandt, uns im allem, was wir nun hier in Neuhardenberg ins Werk gesetzt haben, so produktiv unterstützt hat. Seien Sie herzlich willkommen!

Wie gesagt, die Ausstellung, die Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, gleich werden sehen können, hat einen bayerischen Stamm, dem Geäst aber haben wir zum einen Berlin-brandenburgisches Blattwerk hinzugegeben und zum anderen, um dieses Bild noch weiter auszumalen, haben wir es mit beachtlichen hanseatischen Blüten verziert.

Und darum möchte ich – und denke, das ist in Ihrer aller Namen – mich zum zweiten bei Udo Lindenberg bedanken, diesem Gesamtkunstwerk aus Rock 'n Roll, Poesie, coolness, Kunst- und Zeitgeschichte. Udo Lindenberg lebt seit langem im Hamburger Hotel Atlantic, das 1909 als Grand Hotel für die Passagiere der Hamburg-Amerika-Linie eröffnet wurde. Das traditionsreiche Haus an der Außenalster bezeichnet Udo Lindenberg, der einzig wahre Panikrocker, als seine »Panikzentrale«. Eigens für die Neuhardenberger Ausstellung gibt Udo Lindenberg einen persönlich-kunstvollen Einblick in sein Leben, Wohnen und Schaffen im Hotel, sogar sein Atelier, das sogenannte Spitzwegstübchen im Dachgeschoß des »Atlantic«, in dem vor ihm schon Oskar

Kokoschka und Max Liebermann gearbeitet haben und das nun Udo Lindenberg als Arbeitsort für seine Likörelle, seine Gemälde, seine Zeichnungen dient, ist als Nachbau nach Neuhardenberg gereist. Lieber Udo, hab' meinen großen Dank! Dafür, daß Du das alles möglich gemacht hast, dafür, daß Du hier bist, dafür, daß es Dich gibt! Aber zu allem, zu Deinem Tun am Ende meiner sogenannten Rede gleich noch einiges mehr.

Meine Damen und Herren,
Udo Lindenberg für sein Ausstellungsengagement zu danken, ist mir sehr wichtig, aber ich denke, auch für ihn zu sprechen, wenn ich im fast gleichen Atemzug Manfred Besser danke, den Udo Lindenberg in einem »ihm«, seinem Manfred, gewidmeten Aquarell so liebevoll Malermeister Besser nennt. Manfred Bessers künstlerische Phantasie, sein hoher Einsatz, seine menschliche Art und Artistik haben es erst möglich gemacht, daß unsere neue Ausstellung diese wunderbare atlantisch-panische Erweiterung bekommen konnte. Lieber Manfred Besser, chapeau!

Damit hat aber mein Dank sein Ende noch nicht gefunden. Denn da sind auch die vielen weiteren Ermöglicher, darunter vor allem die zahlreichen Leih- und Lizenzgeber aus der Schweiz, aus Österreich, aus Deutschland und insonderheit auch aus Berlin, die Institutionen und Privatpersonen, die

sich dankenswerterweise für einige Wochen von ihren Schätzen getrennt haben, so daß wir sie hier zeigen dürfen.

Mein weiterer großer Dank gilt Jana Dellwig von der Stiftung, die nicht nur vieles Praktisch-Pragmatische zur Ausstellungsvorbereitung beigesteuert hat, sondern mit ihren Wandillustrationen auch maßgeblichen künstlerischen Anteil am Ganzen hat. Ein bißchen mag sie sich diesen Dank teilen mit Ben Jander und John Möller von BG5, Berlin, die die Gestaltung und bauliche Umsetzung der Ausstellung in ihren mittlerweile sehr bewährten Händen hatten. Und naturgemäß geht der Dank ebenso und etwas mehr an Caroline Gille von der Stiftung, ohne deren ordnende und ebenso kreative Hand und ohne deren dienlichen Möglichkeitssinn samt unpanischer Verblüffungsresistenz nichts so wäre, wie es heute ist.

Nicht zu danken vergessen möchte ich auch dem Stiftungsfahrer Alfred Schäfer, der in nur fünf Tagen mehr als die Republik abgefahren ist, von Oberbayern über das Engadin bis kurz vor die Nordsee, um manche der schönsten Ausstellungsstücke persönlich abzuholen.

Um die Liste nicht zu lang werden zu lassen, gestatten Sie bitte, meine sehr geehrten Damen und Herren, daß ich nur noch zwei weitere Dankempfänger wenigstens kurz nenne: Das ist zum einen Moritz Rinke, der ohne Zögern damit

einverstanden war, sich als häufiger, schreibender Zufluchtsgast im Hotel der Stiftung hier mit ausstellen zu lassen – und der auf die Frage, ob er sich nun sehr alt fühle, weil er ja mithin Museumsreife erlangt habe, nur lapidar antwortete: »Nein, bin ja auch Abithema in NRW, das ist man ohnehin schon so alt wie Schiller«. Moritz Rinke hat im übrigen eine wunderbare kleine literarisch-ironische Fingerübung über Udo Lindenberg für das Ausstellungsheft geschrieben, auch dafür meinen großen Dank. Dieses kurze Dramolett ist – wie gesagt - nicht nur in unser kleinen Publikation, die Sie draußen erwerben können, schriftlich festgehalten, nein, meine Damen und Herren – und damit darf ich eine Programmerweiterung der Eröffnung ankündigen – der Schauspieler Bernd Lange vom Deutschen Nationaltheater in Weimar wird diesen kurzen Dialog zwischen dem »ich« (Moritz Rinke) und seiner Mama über Udo Lindenberg nach der Rede von Herrn Wittmann allen hier zu Gehör bringen. Bernd Lange, haben Sie meinen großen Dank für Ihre spontane Bereitschaft, hier Moritz Rinke zu lesen. Last but not least danke ich auch Jan Hawemann, der in atemberaubendem Tempo und atemspendender Gelassenheit das Heft gestaltet und zum Druck vorbereitet hat. Und ebenso danke ich allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stiftung besonders auch denen des Stiftungshotels und hier allen voran Herrn Meiwes und Herrn Gallasch.

Bevor ich mir noch einige einführende Anmerkungen zur Ausstellung selbst gestatte, um dann das Wort an Herrn Dr. Wittmann weiterzugeben, lassen Sie mich bitte kurz darauf hinweisen, daß Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, nach dieser Eröffnung Gelegenheit haben, sich vor dem Besuch der Ausstellung ein wenig zu stärken, was sich auch deshalb anbietet, weil wir jeweils nur 100 Menschen gestatten können, die Ausstellung zu besuchen und deshalb den Einlass ein wenig regulieren müssen.

Vielleicht stärken Sie sich dabei auch für ein spontanes wunderbares Geschenk, das Udo Lindenberg Ihnen und uns allen zusammen mit seinen musikantischen Freunden heute macht: Ungefähr um halb acht wird Udo in der Kirche gleich hier hinter uns ein paar seiner Songs zum Besten geben, ich freue mich unendlich, daß viele von uns das erleben können und dabei sein dürfen! Danke, danke, danke!

Dieser Dank, meine Damen und Herren, kann nicht genug betont und hervorgehoben werden. Denn Udo Lindenberg kehrt mit diesem, seinem kleinen Konzert in eine Region zurück, aus der sein namensgleicher Vorfahre vor 282 Jahren kalt und rüde vertrieben wurde, weil die Bewohner hier im ehemaligen Amt Friedland seinerzeit von seiner Musik schlicht und einfach die Nase voll hatten. Wie heißt es in den einschlägigen Quellen: »Um 1727 wurde im Amt Friedland ein Vertrag über die musikalische Aufwartung bei Festen und

Feiern abgeschlossen. Danach stand dem ›*Musikus Herrn Lindenberg und Konsorten*‹ das alleinige Recht zu, bei allen Feiern aufzuspielen. Die Leute in den Dörfern hatten es nach einiger Zeit aber satt mit ihm und beschwerten sich: ›*Der Lindenberg mißfällt uns mit seinen frechen Ausdrücken und Expressionen und außerdem essen und trinken er und seine Leute viel zu viel bei Tische.*‹ Darauf wurde der Kontrakt mit dem Herrn Lindenberg aufgekündigt, dem Musikus wurden die Restgelder ausgezahlt, damit er von dannen ziehen sollte, was er dann auch tat.«

Meine Damen und Herren,
nun will ich hier nicht eine Debatte darüber lostreten, wie es um die musikalische Bildung, Ausbildung und Qualität dieser Region bestellt gewesen wäre, wenn die Lindenburgs in kontinuierlicher Fortsetzung ihrer selbst nicht vertrieben worden wären. Nein, mir bleibt nur, Udo Lindenberg nochmals für seine Rückkehr nach jahrhundertlanger Vertreibung von ganzem Herzen zu danken.

Und was die Organisation des Konzerts betrifft, nur folgendes:

Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß die Platzkapazität in der alten Schinkel Kirche extrem begrenzt ist und wir zu unserem großen Bedauern nicht allen – denen wir gerne eine Teilnahme ermöglicht hätten – einen Platz garantieren

können. Um 19:00 Uhr werden wir die Tür der Kirche öffnen. Die ersten 200 werden sicher einen Platz finden. Und wenn ich mir hierzu eine kleine Bemerkung erlauben darf: Frühes Kommen sichert hier nicht den besten, sondern überhaupt einen Platz. Und dafür, daß, wie in einer Kirche üblich, nicht alle Plätze gleich gute Sicht-, Hör- und Sitzverhältnisse haben, bitte ich schon jetzt um Nachsicht. Und ebenso bitte ich um Nachsicht, daß vermutlich nicht alle in der Kirche Platz finden werden. Aus diesem Grund haben wir dafür Sorge getragen, daß alle, die »kirchenfern« vor der Tür bleiben müssen, hier im Großen Saal, das Konzert – quasi live in Bild und Ton übertragen – miterleben können.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, bitte lassen Sie mich – wie avisiert - doch einige persönliche Anmerkungen zu dieser Ausstellung machen:

Bühnentauglich für jede Art der Selbstinszenierung, waren sie für viele Schriftsteller und Künstler eine nie versiegende Quelle der Inspiration und für manche der Unbehausten und Ortlosen unter ihnen ebenso ein jahrzehntelanger Fluchtpunkt vor Heim, vor Herd und Häuslichkeit: Die Grand Hotels des letzten Jahrhunderts, die großen Kathedralen von Prunk und Komfort, Abziehbilder einer vergangenen bürgerlichen Wunsch- und Wohlstandswelt.

Henry James verglich sie mit »riesigen Karawansereien« samt exorbitanten Strukturen, die nicht »unbedingt das Bewußtsein, wohl aber eine Ahnung ihres möglichen Niedergangs« in sich trügen.

Ob es die Melancholie des Moribunden war oder ganz andere Empfindungen: Viele Literaten konnten und wollten sich der Faszination dieser Traumschlösser niveauvoller Wirklichkeitsflucht, die der staubigen Welt an der Drehtür den Eintritt verwehrten, nicht entziehen.

Arthur Schnitzlers ›Fräulein Else‹ zum Beispiel ist nicht nur als Hotelnovelle in die Literaturgeschichte eingegangen. Sie spiegelt ebenso das Leben des Autors selbst wider, der in transitorischer Gelassenheit – stetig das »weite Land« der Nobelhotels bereisend – durchaus auch als Hotelbriefschreiber, Hotelbewerter und Gästenörgler bezeichnet werden kann.

Als Reiseschriftsteller im wahrsten Sinne des Wortes, der immer »ein wenig nach Benzin roch«, der in seiner Erzähltradition Arthur Schnitzler nahestand und der die großen Hotels – wie er sie regelmäßig zu sehen bekam – zum Ausgangspunkt seiner Geschichten machte, darf wohl Stefan Zweig gelten.

Er, der den großbürgerlichen Lebensstil pflegte und sich im brasilianischen Exil aus Schwermut und Verzweiflung über die Zerstörung seiner geistigen Heimat Europa das Leben nahm, war ein nie nachlassender Liebhaber der kleinen, aber ebenso der großen renommierten und mondänen Häuser.

Sein vielfach »restloses Zufriedensein« in den Hotels, die »anständig« waren, verstellte ihm aber in nichts den kritischen, entsetzten Blick auf jene gesellschaftlichen »Satyrspiele des Abends nach der ewigen Komödie des Tages« in den Trutzburgen der »Sorglosen«, die »noch immer ihre Kinderspiele spielen, die Zigeunerkapelle fiedeln lassen, während Europa in Trümmern stürzt«.

Ob Thomas Mann dem Zweigschen Verdikt gegen die Grand Hotels gefolgt wäre, die mit ihrer »patzigen Gegenwart die Landschaft zerstören und ähnlich den Menschen, die sie beherbergen, der anderen Welt, der schlimmen Wirklichkeit, gänzlich gleichgültig gegenüberstehen«, mag bezweifelt werden.

Das aber ändert nichts daran, daß Thomas Mann unter den deutschsprachigen Schriftstellern den Ruf des wohl intimsten Hotelkenners genießt.

Vom Grand Hôtel Des Bains in Venedig über das Badehotel in Aalsgaard, das Savoy Palace in Lissabon, das in

Wirklichkeit Avenida Palace hieß, bis zum Elephanten in Weimar, all diese Häuser bildeten die unverzichtbaren Szenographien für die gebrochenen Figuren eines Gustav von Aschenbach, eines Tonio Kröger und Felix Krull und einer Charlotte Kestner bzw. Buff.

Für den verschwärmten Salonhelden Marcel Proust hatten die Hotels in Paris und an der Küste der Normandie Zeit seines Lebens etwas »Schützendes, Sanftes und Heimkehrkündendes«. Seine Vorliebe, die Sommermonate am Meer zu verbringen, hat vor allem in zwei Bänden seiner ›Suche nach der verlorenen Zeit‹, die er mit seidene sprachlichem Glanz in genialer Prosaleistung restituiert, ihre tiefen Spuren hinterlassen. Der zweite Teil ›Im Schatten junger Mädchenblüte‹ und auch der von ›Sodom und Gomorrha‹ wären ohne den dramaturgischen Knotenpunkt des mondänen Grand Hotels samt Promenade im imaginären Seebad Balbec, seiner normannischen Synthese aus Meer und Jugend, nicht denk- und vorstellbar.

Und wenn Marcel Proust in strenger Askese und nächtlicher Zwangsarbeit, durch geschlossene Vorhänge abgeschieden von der mondänen Welt, dem fin de siècle, dem art de vivre, dem Stil, der Empfindungsdichte und Befindlichkeit einer Epoche mit ihren tausend Eindrücken Herr zu werden versucht, indem er die Welt des konventionellen Romans aus den Angeln hebt, so setzt Jahrzehnte später Vicki Baum den

»Menschen im Hotel«, dem Grand Hotel als Institution, seinem Personal und seiner Personage das Denkmal einer verschwindenden Zeit. Von einer exzentrisch alternden Primaballerina über einen kriegsversehrten Morphinisten bis hin zu einem sich moribund wahnenden, am Ende aber umso lebendigeren kleinen Angestellten spiegelt sich in diesem »Kolportageroman mit Hintergrund« wie in einem Brennglas der ganze Mummenschanz und Maskenzug einer versinkenden Welt wider. Vereinsamt, seelisch zerrüttet und körperlich angeschlagen repräsentieren die Figuren des Romans das Nullsummenspiel bürgerlicher Werte in den nur scheinbar so goldenen Zwanziger Jahren.

Was nun Klaus Mann, den Sohn Thomas Manns, der, großbürgerlich, wie er war, noch fest auf der längst gerissenen bourgeoisen Grand-Hotel-Firnis pochte, mit den großen »ersten Häusern am Platze« verband, hat er selbst in einem 1931 publizierten »Gruß« formuliert, so frei im Rhythmus wie präzis in der Beobachtung, daß jeder Kommentar, jede Paraphrase hinter dem Original nur meilenweit zurückstehen könnte. Ich darf aus dem Anfang dieses »Grußes« zitieren:

»Zwölfhundertstes Hotelzimmer – sei mir begrüßt! Sei begrüßt, Heimat seit einer halben Stunde,/ Heimat für zwei, drei oder vierzehn Tage –:/ Wirst du mir freundlich gesinnt sein?/ Werde ich bei dir ausruhen dürfen?/ [...] wieviel

Enttäuschungen hast du mir schon bereitet!/ Wie hart und peinlich hast du sie schon bestraft, meine Unruhe,/ Unrast, meinen Ehrgeiz und mein Abwechslungsbedürfnis./ Und es mich als Beschämung empfinden lassen, daß ich immer/ wieder zu dir zurückkehren mußte. –/ Aber freilich, wie viel Gutes hast du mir schon gewährt, wie viel/ Rührendes, Sanftes, Aufmerksames. Laßt mich euch danken,/ meine zwölfhundert kleinen Heimatländer!«

Klaus Mann, der nie in einer eigenen Wohnung, sondern nur bei den Eltern, bei Freunden und eben meist in Hotelzimmern lebte, nahm sich am 21. Mai 1949 mit einer Tablettenüberdosis das Leben – in einem Pensionszimmer des Pavillon Madrid im damals völlig verregneten Cannes.

»Weil meine Heimat [Galizien] nicht mehr vorhanden ist, bin ich nirgends zu Hause.« Vermutlich war es die wehmütige Trauer über den schmerzlichen Verlust jeder konkreten Bindung, die Joseph Roth die meiste Zeit seines Lebens in Hotels verbringen ließ.

Arthur Schnitzlers Worte aus seinem ›Anatol‹ – »Deine Gegenwart schleppt immer eine ganz schwere Last von unverarbeiteter Vergangenheit mit sich [...]. Und darum ist ja ewig dieser Wirrwarr von Einst und Jetzt und später mit Dir« – hätten durchaus auf Joseph Roth gemünzt sein können.

Und nicht nur einmal war von Roth jener Satz zu hören, den er dem ebenfalls aus Galizien stammenden, polnisch-jüdischen Schriftsteller Jozef Wittlin anvertraute: »Wir sind alle Bruchstücke, weil wir die Heimat verloren haben.« Das mag larmoyant klingen, aber Roth sehnte sich damit keineswegs nach der Geborgenheit einer Wohnung oder nach der Behaustheit eines ständigen Wohnsitzes, um am Ende dort auch noch ein geordnetes Familienleben führen zu müssen, dessen stete Nähe ihn allenfalls »zum Mord« oder zur Flucht hätte animieren können.

Nein, Roth, dieser heimatlose Nomade, war ein Hotelpatriot per excellence. Er liebte die Hotels, wog sie von Rapperswil über Salzburg, Amsterdam, Brüssel, Nizza, Marseille bis nach Paris gegeneinander ab, verfaßte Artikelserien über die »Hotelwelt« und bezeichnete besonders das Foyot in Paris – bis es abgerissen wurde – als sein Vaterland. Im Hotelzimmer selbst aber arbeitete er kaum. Er schrieb öffentlich, war süchtig nach dem Stimmengewirr der Hallen und Lobbys und auch der Kaffeehäuser, in denen sich Lethargie und Aufregung mischten. Er soff und machte Schulden, liebte die Halls und Lobbys, in denen man in Ruhe rauchen konnte, ohne daß die Bude brannte oder zur Räucherammer verkam; für ihn waren die Hotels »Meridiane« der Einsamkeit, in denen man wunderbar in Gesellschaft allein sein konnte.

Ja, für den Mythomanen Roth war das Hotel ein einzigartiger Mikrokosmos. In seinem ›Savoy‹-Roman spiegeln und brechen sich die ganzen Schichten der Gesellschaft auf sieben Ebenen, verbunden durch den Lift samt grauer Liftboyeminenz, die mit rigider Hand den Schalter regiert.

Auch wenn das als Gefängnis begriffene Hotel Savoy durch einen revolutionären Akt angezündet und zerstört wird: für Roth bleibt das Hotel seine »ewige Zufluchtsstätte«. Wie schreibt er? »Wo andere Männer zu Heim und Herd, zu Weib und Kind heimkehren, so komme ich zurück zu Licht und Halle, Zimmermädchen und Portier, und es gelingt mir immer, die Zeremonie der Heimkehr so vollendet abrollen zu lassen, daß die einer förmlichen Einkehr ins Hotel gar nicht beginnen kann.«

Ähnlich mag es vielleicht der Gentleman und Ästhet Vladimir Nabokov empfunden haben, der 17 Jahre im Grand Hotel Le Montreux Palace verbrachte und dort genauso lebte, wie er zuvor an den unterschiedlichen Stationen seines Exils in Deutschland, England, Frankreich, der USA und der Schweiz gelebt hatte.

Auch er ein Exilant, ein Heimatloser, 1958 durch ›Lolita‹ weltberühmt, ließ nie – wie er in seiner Autobiographie ›Speak‹ in literarischer Verdichtung bekannte – von seinen

Träumen an das verlorene Paradies seiner russischen Kindheit und Jugend ab.

So der Erinnerung an eine versunkene Zeit, an sein »Heimatland Kindheit«, verhaftet und ihr verbunden, hätte ihn – wie er einmal auf die Frage antwortete, warum er kein eigenes Haus besitzen wolle, sondern das Leben in Hotels vorziehe – nichts wirklich zufriedengestellt, was hinter der Nachbildung seiner Kindheitsumgebung zurückgeblieben wäre. Und er fährt fort: »Es wäre mir nie gelungen, die Entsprechungen zu meinen Erinnerungen zu finden – warum sich also mit hoffnungslosen Annäherungen abgeben?«

Vladimir Nabokov mag wohl einer der letzten Künstler, besser der letzte große Schriftsteller gewesen sein, dem neben anderen – von Agatha Christie bis Friedrich Dürrenmatt – das Grand Hotel ein mondänes Lebensasyl samt nomadenhafter Häuslichkeit ebenso zu bieten wußte, wie es für andere als dramaturgischer Knotenpunkt für eine Unzahl von Geschichten unersetzlich war.

Mit dem Tod von Vladimir Nabokov im Jahre 1977 und dem Ende des letzten Jahrtausends ist auch das Grand Hotel alter Prägung an sein Ende gekommen. Auch als Quelle der Inspiration für amerikanische und europäische Filme von Ernst Lubitsch über Alfred Hitchcock und Billy Wilder bis Stanley Kubrick scheinen die Tempel des Komforts versiegt

zu sein; sieht man von Sofia Coppolas ›Lost in Translation‹ oder dem Karlsbader Grand Hotel Pupp in Martin Campbells ›Casino Royale‹, einer Neuverfilmung des gleichnamigen »Ur-Bond« von Ian Fleming aus dem Jahre 1954, einmal ab. Und Mozarts ›Don Giovanni‹, wie kürzlich versucht, ins Grand Hotel umzubetten, ist vielleicht auch nicht der dramaturgischen Weisheit letzter Schluß.

Nein, das Grand Hotel selbst bietet keine Heimstatt mehr für die Literaten und Künstler. Die großen Paläste in Marmor und Stein künden wie eine faltenreiche Diva mit Vergangenheit nur noch von einer verlorenen, verwehten Epoche, die nie mehr wiederkehren wird.

Heute liften sich die alten Häuser für neue Zielgruppen: für zerscharterte, bonusgesättigte 50 plus-ler, für unfreiwillige Clubcard-Gewinnler, für die all-inclusive City- und Party-Hopper bester Handelsklasse und die Meilensammler in den Jet-Set-Clubs des weltweiten Wohlstandsgürtels. Jetzt wird von Erlebniskultur schwadroniert, mit Wellness und Salutogenese gelockt, und in den Halls bewegt sich die neue Schickeria wie in einem apokalyptischen Cabaret.

Nein, die Grand Hotels sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Ihr gesellschaftliches Biotop ist gerodet, sie sind zu Kathedralen der Wehmut und der Sehnsucht nach einem überholten Lebensstil geworden. Was für einige Menschen

einst Heimat war, gehört heute den »Usern und Loosern in Translation«, den Multitaskern, den flexiblen Menschen und globalen Nomaden, die Tag für Tag aufs Neue verkünden: Wir blühen, wo wir gepflanzt sind. Sie übersehen, daß sie in Töpfen mit einer ungesunden Turbo-Nährlösung vegetieren und zwischen time- und space-lag immer weniger wissen, wo sie sich zugehörig fühlen können.

Diese taffe Truppe der kühlen Hedonisten hat das alte Bürgertum ersetzt, das nach Kriegen und Zivilisationsbruch, ethnischen Säuberungen und politischen Exorzismen aus der Selbstzerknirschung fließend in die Selbstausslöschung hinübergeglitten ist und von dessen vermeintlichen Werten wenig mehr übrig blieb als polierte Schuhe und der korrekte Umgang mit ausgefallenen Bestecken.

Heute herrscht die neue globale Schickeria mit all ihren Spielformen eines ins Frivol-Exhibitionistische gesteigerten Weltverständnisses, das doch oft kaum mehr signalisiert als ein provinzielles Bestreben nach Achtbarkeit.

Diese Society-Verschworenen lassen sich kaum vergleichen mit der mondänen Lebewelt in den Grand Hotels des letzten Jahrhunderts. Denn während letztere, um Gregor von Rezzori variierend zu zitieren, von den morbiden Leidenschaften blasierter Libertins und deren anrühigen Gespielinnen gebildet war, wird die robuste Betriebsamkeit und

aufdringliche, medienverwurstete Eventsucht der gegenwärtigen Schickleria aufrechterhalten von kühn emanzipierten gesellschaftlichen Erfolgsfrauen und -männern, die in ihrer Zugehörigkeit zum smarten Set der unermüdlichen Vergnügungssüchtigen den medialen Beweis erbracht sehen möchten, daß sie allesamt »Gesellschaft« seien.

Aus den Trümmern des einstigen Grand Hotels ist, einem mentalen Vogel Phoenix gleich, der Eventpalast auferstanden, auf dessen Dachterrasse, an dessen Bars und Pools sich wie Lamm und Löwe in paradiesischer Eintracht Krethi und Plethi, Kunst und Leben, Prinz und Portokassenpraktikant/in, Büffetsnobist und Starfriseur, Gossip Girl, Luder und Lifestyle-Kolumnistinnen zur Mega-Dauer-Party eingefunden haben, auf der wackelige Reitergreise den femininen Parcours abschreiten, während an anderer Stelle Immobilienjongleure, Derivatehändler, Abfindungsgewinnler und adoptierte Stammhalter die Vorzüge der Poloplätze und der Pisten von St. Moritz bis Davos beplaudern. Und in all das mischen sich in gesellschaftlicher Trümmerverwertung die Restbestände des alten Bürgertums und die Untoten einiger Teile des deutschen Flüchtlingsadels. Die Globalisierung tut ein Übriges: die happy few sind nicht mehr die oberen Zehntausend der nationalen Eliten, sondern die üblichen Verdächtigen stammen aus dem ortlosen mentalen

Cyberspace einer großen globalen Illusion. Seine Bewohner sind die Häppchen-und-Schlückchen-Gesellschafter, deren Pseudocharaktere aus maximalem Anspruch bei minimaler Gesinnung bestehen.

Ja, das Grand Hotel ist nicht mehr das, was es einmal war; es dürfte seine Zukunft hinter sich haben.

So betrachtet mutet er wie der »Letzte Mohikaner« an, der treulich seit Jahrzehnten die Weideplätze und Jagdgründe des Großen Hauses am großen Alsterwasser hütet, das ihm durch die Zeitläufte zur allseits bekannten persönlichen Panikzentrale geraten ist: Udo Lindenberg.

Er ist einer der größten Rockpoeten deutscher Sprache und hat Generationen von Musikern und Textern beeinflusst. Man kann ihn mit einigem Recht als Gründervater des Deutschrock bezeichnen. Von ›Daumen im Wind‹ 1971 bis ›Stark wie Zwei‹ 2008 ist sein Werk wie kein zweites »selbstgelebte Kunst«, und dieser schonungslose Selbstversuch des Udo Lindenberg hätte anderen genug Stoff für drei Leben geboten, da ging es ordentlich rauf und runter. Auch darin macht Udo Lindenberg niemandem etwas vor, am wenigsten sich selbst. Seine Lieder sind entwaffnend ehrlich. Seine Verbindung aus Coolness und Engagement: oft kopiert und nie erreicht. Ob ihm »der Säufermond« aufgeht, oder ob ihm das Bekenntnis:

»Menschen in Hotels sind einsam, sie sind immer nur zu Gast« eine zutiefst autobiographische Erkenntnis ist – immer ist alles authentisch, klar, unverstellt und dabei so poetisch wie Heines Liebeslieder. Zum Poeten, Komponisten, Arrangeur, Menschenfreund und Mann mit Hut ist vor rund 15 Jahren noch der Maler und Zeichner hinzugekommen. Ob das Gesamtkunstwerk Udo Lindenberg damit schon komplett ist, wird man sehen.

Wie die Künstler und Literaten des vergangenen Jahrhunderts in ihren Hotelsuiten, ist auch er ein Exilant aus der Provinz, der das westfälische Gronau verläßt, um am »süßen Wagnis Leben« zu schnuppern. Was Wunder, daß bald nach seinem Gronauschen Abgang die dort ansässige Textilindustrie, von der Apoplexie heimgesucht, kollabierte und gänzlich verschwand.

Heute ist Udo Lindenberg gegen allen Zeitgeist vielleicht der letzte echte und wahre Grand Hotel-Patriot, und fragte man ihn, was ihm denn Heimat sei in diesem von ihm wie von keinem anderen so wunderbar besungenen und beschworenen sonderzüglichen deutschen Land, er würde ganz sicher nicht von Gronau, Hamburg, Pankow oder Berlin nuscheln, sondern, ohne nur die Nasenwurzel hinter seiner großen dunklen Brille zu bewegen, lediglich dunkel raunen: »Na, das Atlantic, ist doch klar«.

So gesehen ist Udo Lindenberg ein ortsfester Atlantic-Drifter, und würde der alte Kasten eines Tages in die Alster rutschen und aufs Meer hinaussegeln – ihm wäre es gerade recht. Seßhafter Nomade, der er ist, könnte er, fragte man ihn weiter, warum er denn ein Hotel Heim und Herd vorziehe, mit Vladimir Nabokov cool antworten: »Es vereinfacht das Postalische, es enthebt der Unannehmlichkeit privaten Besitztums, es bestärkt mich in meiner liebsten Gewohnheit – der Gewohnheit des Freiseins.«

Es ist daher nur schlüssig, daß diese Ausstellung diesen letzten Hotel-Mohikaner neben Thomas Mann, Joseph Roth, Arthur Schnitzler u.a. in deren Mitte setzt, und daß man das Atelier, in dem vor ihm schon Oskar Kokoschka und Max Liebermann gearbeitet haben und in dem er nun selbst schafft und wirkt, originalgetreu nachbildet und mit originalen Arbeitsstücken ausstattet und ausstellt.

Und wenn der Besucher solcherart in Udo Lindenberg's Schaffen Einblick nimmt, dann könnte sich ihm durch schräge Fenster der Blick auf die Weiten des hanseatischen Horizonts öffnen, hinter dem es, wie wir von Udo selbst bekanntlich gesungen bekamen, weitergeht. Bleibt daher nur zu hoffen, daß Udo Lindenberg nach all den Roths und Nabokovs nicht der letzte im Grunde scheue und wohlbehauste Grand Hotel-Bewohner bleibt, sondern sich hinterm Horizont neue, ganz andere ›Atlantic Affairs‹ und

ganz andere Fluchtpunkte und Sichtweisen für andere Schriftsteller, Autoren und Künstler eröffnen.

Und vielleicht führt eine dieser Spuren ja auch das Grand Hotel selbst »vorwärts nach weit« – in eine gänzlich andere Zukunft.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und darf nun Herrn Dr. Wittmann um sein Wort bitten.